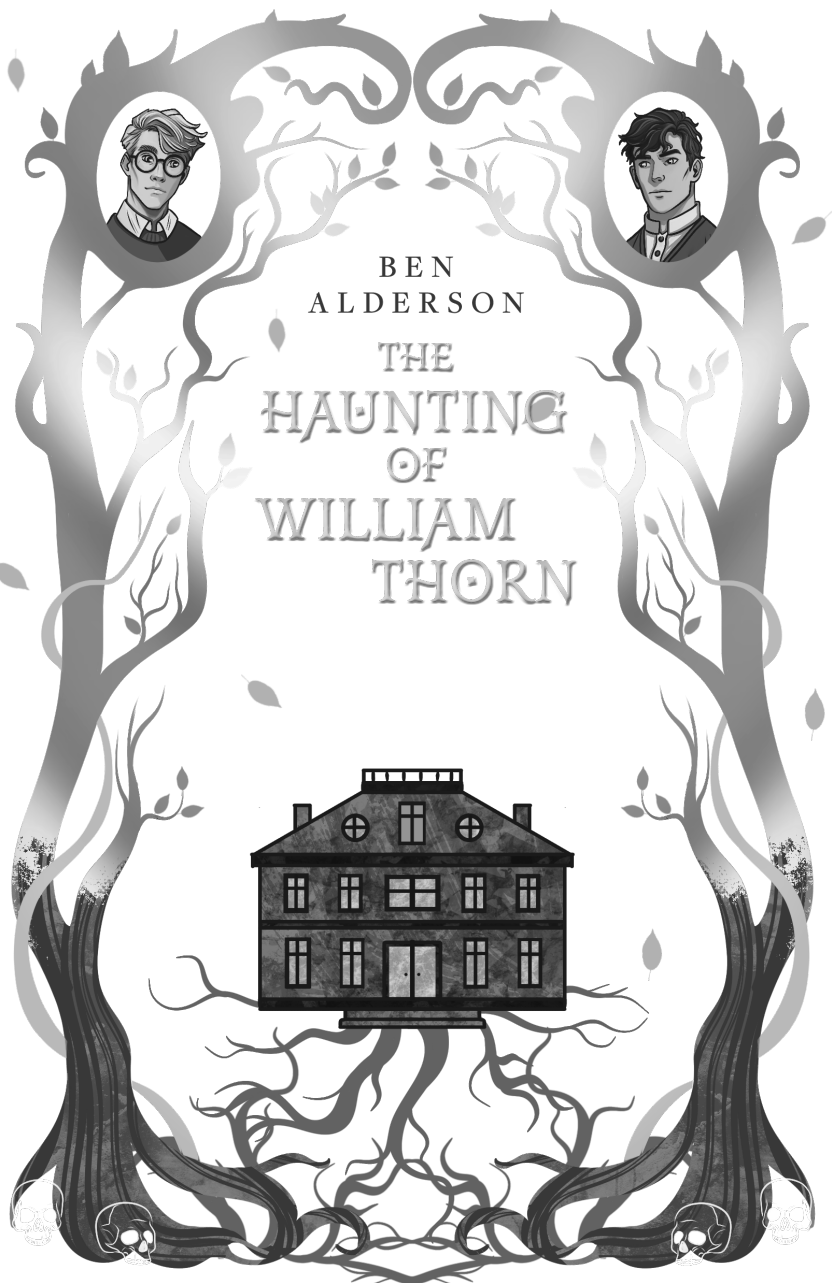


Ben Alderson

The Haunting of William Thorn

Übersetzt von Michelle Markau



BEN
ALDERSON
THE
HAUNTING
OF
WILLIAM
THORN



ROMAN
VAJONA

*Für meinen Onkel William, der sich seiner beängstigenden
Realität gestellt hat, um mir den Weg zu ebnen. Ich liebe
dich und deine sanfte Seele.*

HINWEIS

Dieses Buch enthält Themen, die bei einigen Leser*innen triggernd wirken könnten, darunter fallen: Tod, Selbstmord, Gespräche über Selbstmord, Mord, toxische Beziehungen, Verlust von Familienmitgliedern, Wut, Trauer/Trauerverarbeitung, Depression, Beleidigungen, Body Horror, Blut/Gemetzel, religiöses Trauma, Spinnen, Mobbing.

PROLOG



1939

ZUTIEFST BETROFFEN MUSS ICH IHNEN
MITTEILEN, DASS EDWARD JONES AM 25.
DEZEMBER 1939 IM EINSATZ FÜR SEIN LAND
GEFALLEN IST. SEINE STERBLICHEN ÜBERRESTE
KONNTEN NICHT GEBORGEN WERDEN.
UNSER AUFRICHTIGES BEILEID.

Inspektor Callum Dean fand das Telegramm auf dem Boden unter der Leiche. Es lag mit der Schrift nach oben, die Füße seines Lesers schwingen wie ein Pendel darüber. Als Detailfanatiker wusste er, wie wichtig Beweise waren – und dieses Schriftstück war eines der wichtigsten. Andererseits hätte alles ein Beweis sein können, der die tragische Geschichte vom Tod des jungen Mannes erzählte.

Er hob es auf, sein schwieliger Daumen strich über den zerknitterten Rand des Papiers. Die Worte zu lesen war furchtbar gewesen. Doch nichts war so schlimm wie der Anblick des toten Mannes, der vor ihm hing. Seine Finger strichen über getrocknete Tränen auf dem vergilbten Papier. Ein Schauer lief ihm über den Rücken, als ihm klar wurde, dass diese Tränen vergossen worden waren, bevor der junge Mann sich das Leben genommen hatte.

Schon beim ersten Lesen war Callum ein Schauer über den Rücken gelaufen, als ihm klageworden war, was er in den Händen hielt.

Eine Sterbemitteilung.

Der Wind heulte hinter dem Fenster, Regen peitschte auf das Gras nieder. Jeder Tropfen klang wie das Hämmern einer Faust, als würde jemand – oder etwas – verlangen, in den Dachboden des Hanbury-Anwesens gelassen zu werden. Hätte Callum an Gespenster geglaubt, hätte er vielleicht gedacht, es sei der Geist des Verstorbenen, der versuchte, sich vom Ort seines Todes zu befreien.

Jugendliche Fantasien, hätte sein Vater das genannt. Geister gab es nicht. Sie waren Hirngespinnste, die durch Angst ausgelöst wurden. Und als jüngster Inspektor von Stonewell durfte er solchen Fantasien nicht nachgeben oder zeigen, wie sehr er sich fürchtete.

Callum beugte sich zur Seite und fing den Schein der einzigen Glühbirne ein, die kaum genug Licht spendete, um das Telegramm zu lesen. Aber es musste reichen. Bei näherer Betrachtung erkannte er das Emblem Seiner Königlichen Majestät über dem Briefkopf. Ein Blitz erhellte den Nachthimmel jenseits des Dachbodenzimmers und tauchte die Tinte in silbernes Licht.

»Haben Sie etwas gefunden, Inspektor?«, fragte Sergeant Andrew Dean.

Es dauerte ein paar Sekunden, bis ihm klar wurde, dass der Sergeant ihn meinte. Normalerweise nannte sein Vater ihn beim Vornamen. Doch die Umgebung und die Menschen um sie herum zwangen sie dazu, diesem Rollenspiel nachzugehen.

Callum hatte es nicht bemerkt, aber sein Vater hatte ihn, seit er das Telegramm gefunden hatte, aufmerksam beobachtet, mit einem seltsamen Ausdruck der Erwartung im Gesicht.

»Eine Sterbemitteilung«, antwortete er. »Sie lag auf dem Boden.«

Er zeigte zu den verzerrten Schatten der Füße des erhängten Mannes.

»Gut gesehen«, fügte Andrew hinzu und neigte anerkennend den Kopf. »Beweise werden helfen, das Ganze zusammenzusetzen.«

Im Gegensatz zu Callum zuckte sein Vater angesichts des Verstorbenen kaum mit der Wimper. Seine neuen Kollegen auch nicht. Er nahm an, dass sie schon oft mit dem Tod zu tun gehabt hatten. Im Gegensatz zu Callum.

Sein Inneres brannte jedes Mal, wenn er die Leiche ansah, doch er durfte es sich nicht anmerken lassen. Diese Hitze ließ ihn ständig daran denken, ein Fenster öffnen zu wollen, bevor die staubige Luft des Raumes ihn verschlucken würde.

»Wollen Sie es sich ansehen, Sir?«, fragte er, zögerte aber, es ihm zu übergeben.

Zu seiner Überraschung schüttelte Andrew den Kopf. »Nein. Wenn wir zurück in der Stadt sind, können wir es der Akte beifügen.«

Also behielt Callum das Telegramm bei sich. Er umklammerte es fest. Als er aufblickte, sah er, dass sein Vater ihn mit blassem Gesicht musterte. In seinen müden Augen zeigten sich Emotionen, die in der Gegenwart eines Toten seltsam wirkten.

»Wie ... wie schaffst du es, so –«

»Gelassen zu wirken?«, beendete Andrew seinen Satz und legte Callum einen Arm um die Schulter. »Wenn man dem Tod immer wieder ins Gesicht gesehen hat, gewöhnt man sich an seine Gegenwart. Mach dir keine Sorgen, mein Sohn. Mit der Zeit wirst auch du abstumpfen.«

Bei diesen Worten überkam Callum der Gedanke, warum Andrew das Telegramm nicht zuerst gefunden hatte. Schließlich war er der erste im Raum gewesen. Doch als Callum wieder zu dem vor ihm schwankenden Körper aufblickte, nahm er an, dass

sich Andrew um dringendere Angelegenheiten als um ein Blatt Papier hatte kümmern müssen.

Callum schluckte den Kloß hinunter, der sich in seinem Hals gebildet hatte, sah seinen Vater an und sagte mit so viel Autorität, wie er aufbringen konnte: »Wir sollten den armen Kerl herunterholen.«

Es käme ihm seltsam vor, den jungen Mann auf einen Jungen zu reduzieren, wo sie doch wahrscheinlich beide im gleichen Alter gewesen waren.

»Tu das«, antwortete Andrew. »Und während du damit beschäftigt bist, werde ich mit den Eltern sprechen und herausfinden, wo sich der Junge in den Stunden vor seinem *Selbstmord* aufgehalten hat.«

»Wir haben die Todesursache noch nicht bestätigt, Sir.«

Andrew schien von Callums Antwort nicht sonderlich angetan zu sein. Allerdings verriet seine Mimik das nicht. »Angesichts des Seils, der Verletzungen an seinem Hals und des unter ihm umgestürzten Stuhls ist meiner Meinung nach ziemlich klar, was passiert ist.« Er klopfte Callum härter auf den Rücken, als ihm lieb war. »Lass dich nicht ablenken, Callum. Manchmal sind Geschichten so simpel, wie sie erscheinen.«

Seine Worte waren nichts anderes als ein verbaler Schlag auf den Hinterkopf.

Damit verließ Sergeant Andrew Dean den Raum und Callum machte sich an seine Aufgabe. Unfähig, seine zitternden Hände zu beruhigen, steckte Callum das Telegramm in die Tasche. Ohne diese Ablenkung konnte er nichts anderes tun, als den Verstorbenen anzusehen.

Er war jung, höchstens dreiundzwanzig Jahre alt. Ihn nur anzusehen, war wie ein Schlag in die Magengrube. Es war, als sähe er in einen Spiegel. Zwei Männer, die von der Wehrpflicht freigestellt worden waren. Sie hätten vor dem Tod sicher sein sollen. Und doch hatte der Sensenmann diesen jungen Mann

geholt – oder hatte er sich selbst in dessen gierige Hände begeben?

Von den Dielen und Wänden hallte die Trauer der Eltern des jungen Mannes wider. Das war ein Geräusch, das Callum nur allzu gut kannte. Er hatte dieselben, klagenden Schreie von vielen Familien gehört, die Kinder, Brüder oder Väter im Krieg verloren hatten. Genau in diesem Moment befand sich sein Cousin irgendwo in einem Schützengraben und kämpfte gegen Feinde, die er nicht einmal beim Namen nennen konnte. Es war für Callum nichts Ungewöhnliches, auf ein Telegramm wie das zu warten, das seine Tasche wärmte. Gott sei Dank war ein solches noch nicht eingetroffen. Doch schrecklichen Dinge konnten innerhalb eines Herzschlags geschehen.

Der Krieg tötete diejenigen, die man liebte. Und Callum war klar, dass der arme Kerl, der am mittleren Balken auf dem Dachboden seines Elternhauses hing, ebenfalls ein Opfer des Krieges war – oder zumindest des Herzschmerzes, den der Krieg einem Menschen bereiten konnte.

Callum verdrängte all die dunklen Gedanken in die dunkelsten Ecken seines Geistes und schrie den Leuten, die um ihn herumstanden, Befehle zu. Er würde alles tun, um das hinter sich zu bringen und nicht länger in einem Raum sein zu müssen, in dem der Tod lauerte.

Er würde das Geräusch eines Messers, das ein Seil durchschnitt, nie vergessen. Es war ein so grausames Geräusch, dass er es in seinen Adern spürte, als würden sie gezupft wie die Saiten eines Instruments. Es quälte ihn so sehr, dass er seinen Kollegen anschreien und von ihnen verlangen wollte, sich zu beeilen. Vielleicht wäre es ihm weniger nahegegangen, wenn er ihnen geholfen hätte. Doch seine Großmutter hatte ihm einst gesagt, man solle Tote nicht berühren.

Ihre Ruhe zu stören, würde zu nichts Gutem führen.

Stattdessen sah er zu und fragte sich, was diesen jungen Mann dazu getrieben hatte, sich das Leben zu nehmen.

Sein Vorname war Robert, sein Nachname Thomas. Herr und Frau Thomas schrien zwei Stockwerke tiefer wie klagende Katzen, während sein Vater sie befragte und versuchte, ihnen Antworten zu entlocken.

Wann haben Sie ihn gefunden? Wie hat er sich verhalten, bevor er sich das Leben genommen hat? Was glauben Sie, hat ihn dazu getrieben? Ist er glücklich gewesen?

Aus den klagenden Schreien von Roberts Mutter und dem erdrückenden Schweigen ihres Mannes ging klar hervor, dass Antworten nicht so leicht zu erlangen waren. Dennoch wusste Callum tief in seinem Inneren, dass der Tod mit dem Telegramm und dem darauf erwähnten Edward Jones zusammenhing. Zweifellos würde sein Vater diese Frage bald stellen.

Ein weiterer Blitz durchschnitt die Finsternis des Dachzimmers. Das Licht fiel auf Roberts blasse Haut und ließ ihn farblos und leblos wirken. Ganz wie die Schauspieler, die Callum mit seiner Familie in dem flimmernden Fernseher gesehen hatte. Robert hätte in seinem Lieblingsfilm, *Der Zauberer von Oz*, mitspielen können, nur dass er nicht den gelbe Ziegelweg entlanghüpfen würde. Denn er war tot.

Callum holte den kleinen, schwarzen Notizblock und den Bleistift aus seiner Tasche, um seine Beobachtungen aufzuschreiben. Wenn er seine Hände beschäftigte, würden sie aufhören zu zittern. Zumindest hoffte er das.

Gebrochenes Genick. Knochen ragten durch die Haut. Es war ein Seil benutzt worden. Der Stuhl war auf die rechte Seite gekippt. Unter dem Verstorbenen wurde ein Telegramm gefunden. Die Augen waren geöffnet. Blau, aber das Weiß war blutunterlaufen.

Callum hörte nicht auf zu schreiben, bis er alle Details, die er sehen konnte, notiert hatte. Nicht, dass er sie jemals hätte vergessen können. Jedes Wort, das er schrieb, wog schwerer als das vorherige. Der Druck, mit dem er den Bleistift auf das Papier drückte, nahm zu, bis die Mine zerbrach. Zu diesem Zeitpunkt war Robert bereits heruntergeholt und auf den Boden gelegt worden.

Erneut blitzte es. Kurz darauf folgte das Grollen des fernen Donners.

»Sir, was – was sollen wir mit der Leiche machen?«

Es war unmöglich, das Unbehagen im Gesicht des älteren Kollegen zu übersehen, als er ihn, einen jungen Mann, der halb so alt war wie er, mit einem solchen Titel ansprach. Unfähig, darauf einzugehen, blickte Callum entgegen besseren Wissens nach unten und sah, wie Roberts glasige, himmelblaue Augen direkt zu ihm aufblickten. In diesen allsehenden Augen lag Traurigkeit. Sie war so stark, dass mit nur einem Blick auf Robert seine eigenen Augen zu tränen begannen.

»Bedeckt ihn«, krächzte er und winkte abweisend mit der Hand. »Robert muss hier ruhen, bis der Sturm so weit nachlässt, dass der Krankenwagen das Anwesen erreichen kann.«

»Aber das könnte erst morgen sein«, sagte ein junger Polizist und verzog das Gesicht. »So lange können wir nicht warten.«

»Wozu die Eile? Es ist ja nicht so, als hätte Robert es eilig ...« Callum unterdrückte den Drang, sich auf die Zunge zu beißen, und versuchte, seine Unbehaglichkeit zu verbergen, obwohl sich sein Magen in Gegenwart des Toten zusammenzog.

»Auf wessen Befehl hin?«, fragte der ältere Beamte.

»Nicht auf meinen. Wenn ihr Probleme damit habt, könnt ihr das mit dem Sergeant klären.«

Daraufhin erwiderte niemand etwas. Niemand stellte Andrew Dean infrage, nicht einmal Callum.

»Was ist mit dem –«

Mrs Thomas' herzerreißende Schreie wurden plötzlich lauter. Sie schienen im Einklang mit dem Sturm anzuschwellen, der die Welt jenseits von Hanbury Manor beherrschte. Callums Schritte hallten über die Dielen und verstummten erst, als er die Treppe erreichte. Er spähte hinunter in die Dunkelheit. Von seinem Standpunkt aus schien das gesamte Anwesen hin und her zu schwanken, die Schatten tanzten, die Wände fühlten sich kalt an.

»Klingt furchtbar da unten, Inspektor«, sagte ein Beamter, der neben ihm stehen geblieben war. »Die armen Seelen.«

»In der Tat. Wir sollten ihnen erlauben, sich in Frieden zu verabschieden«, sagte Callum, während sich ihm vor Schmerz die Brust zusammenzog, genau dort, wo das Telegramm in seiner Tasche auf ihn wartete. Es wäre das, was er sich wünschen würde, wenn die Rollen vertauscht wären. »Gott weiß, wenn ich die Chance auf eine weitere Nacht mit jemandem hätte, den ich liebe, würde ich sie ergreifen.«

»Das verstehe ich. Aber wir können ... *die Leiche* ... doch nicht einfach hier liegen lassen ...«

Callum seufzte und kniff die Augen zusammen, in der Hoffnung, ein wenig zur Ruhe zu kommen, doch sofort sah er Roberts schwankenden Körper, seinen gekrümmten Hals und den Knochen, der aus seiner fleckigen Haut ragte, vor seinem inneren Auge. »Er heißt Robert und du tust gut daran, diesen Namen zu verwenden.«

Der Beamte bekreuzigte sich und betete still zu Gott, als hätte dieser die Macht, ihn vor den Toten zu beschützen. »Natürlich.«

»Für Robert kann jetzt nichts mehr getan werden. Der junge Mann ist verloren. Durch Gottes Gnade geschah es in seinem eigenen Zuhause und nicht auf dem Schlachtfeld.«

Die düstere Stimmung des Todes legte sich über Hanbury Manor, durchdrungen von den Schreien der Trauer und der

Stille des toten Körpers zwischen den beiden Männern. Es gab kein Entkommen vor der Wahrheit dessen, was hier geschehen war. Auch wenn nicht ganz klar war, was überhaupt passiert war.

Alles, was Callum mit Sicherheit wusste, war, dass ein junger Mann sich das Leben genommen hatte, während seine Familie unten in der Küche das Abendessen zubereitet hatte. Und dass das Telegramm in seiner Tasche etwas damit zu tun hatte. Ein Überbringer schlechter Nachrichten, der nur noch mehr davon zu versprechen schien.

Es stürmte stark. Doch der Silberstreif am Horizont war, dass er den ganzen Abend Zeit hatte, um herauszufinden, wer Edward Jones gewesen war und warum sein Tod zu einem weiteren geführt haben könnte. Wenn der Krankenwagen das Anwesen nicht erreichen konnte, brauchten sie sich gar keine Hoffnung machen, es verlassen zu können.

»Sorgt dafür, dass die Leiche ordentlich bedeckt und dann in den Keller des Anwesens gebracht wird. Dort wird es für die Leiche kalt genug sein ...«, befahl Callum und klatschte dabei in die Hände. Das Knallen ließ seinen Kollegen zusammensucken – und ihn selbst auch. »Wir haben eine lange Nacht vor uns, bis der Sturm abzieht, und wir sollten das Beste daraus machen.«

»Bei allem Respekt, Callum, ich glaube nicht, dass ich hierbleiben kann. Wäre es nicht besser, in die Stadt zurückzukehren und morgen mit dem Auto wiederzukommen?«

Es war seltsam, zu sehen, wie ein Mann, der doppelt so alt war wie er, seiner Angst so leicht nachgab, während Callum innerlich mit seiner eigenen rang.

»Nein. Mein Befehl ist endgültig.« Callum hasste es, das zu sagen, aber es entsprach der Wahrheit. Sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen und auf das Abklingen eines Sturms zu warten. »Mrs Thomas hat uns trotz ihrer Trauer angeboten, zu bleiben, bis dieser Sturm vorüber ist. Niemand geht. Wenn ihr es doch tut,

ist euch eine Versetzung sicher. Mrs Thomas steht dem Sergeant nahe, wenn ihr sie also beleidigt, beleidigt ihr auch *ihn*.«

Keiner von ihnen äußerte sich dazu.

»Darf ich euer Schweigen so verstehen, dass meine Anweisungen befolgt werden?«, fragte Callum, während seine Kollegen ihn mit Augen anstarrten, die so weit aufgerissen waren, dass sie denen von Roberts leblosem Körper Konkurrenz machten.

»Ja, Sir.«

»Gut. Nun, um Gottes willen, holt ein Laken und erweist dem armen Mann etwas Respekt. Wenn ihr fertig seid, kommt zu mir in die Küche ... aber erst, wenn sich um seine Leiche gekümmert wurde.« Callum wollte nichts lieber, als das Kribbeln des Blicks des Toten auf seiner Haut loszuwerden. »Ich glaube, nach dieser Nacht brauchen wir alle einen Drink.«

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis Roberts Leiche mit einem Laken bedeckt war, das von einem alten, vergessenen Möbelstück im Dachboden gerissen worden war. Trotz seiner vorherigen Anweisungen hielt Callum es für seine Pflicht, seinen Kollegen zu folgen und sicherzustellen, dass sie Roberts Leiche mit Sorgfalt behandelten.

Robert mochte tot sein, doch sein Geist könnte noch immer hier verweilen – und sie beobachten.



Einige Stunden später, nachdem Mr und Mrs Thomas in ihr Schlafzimmer begleitet worden waren, richteten Sergeant Andrew Dean, Callum und seine Kollegen ihre Schlafplätze für die Nacht her. Den meisten von ihnen war es unangenehm gewesen, in Roberts Schlafzimmer unterzukommen, als es ihnen angeboten worden war. Andrew hatte jedoch nicht widersprochen, sondern das Angebot angenommen. Allein bei dem Gedanken, im Bett des Verstorbenen zu schlafen, drehte sich Callum der Magen um. Die Sorglosigkeit seines Vaters beunruhigte ihn.

Callum und die anderen schlugen ihr Lager im großen Wohnzimmer auf, direkt gegenüber der Küche. Es erinnerte ihn an die Zeit bei den Pfadfindern, als er und seine Freunde sich versammelt und sich gegenseitig Geschichten erzählt hatten. Nur dass dies hier das genaue Gegenteil davon war.

Niemand sprach, während sie sich auf dem Sofa und den Lesesesseln der Familie Thomas ihre Nachtlager herrichteten; einer der Beamten legte sich sogar auf den Boden.

Draußen tobte der Sturm weiter. Doch die Geräusche waren jetzt, da ihre Gedanken von Mr Thomas' Brandy, den er aus dem hinteren Teil eines Schrankes geholt hatte, benebelt waren, nicht mehr so furchterregend. Zu dritt war die Flasche schnell geleert worden, begleitet von der abgekühlten Suppe, die Mrs Thomas zubereitet hatte – eine Suppe, die ihr Sohn nie wieder würde essen können.

Der Ofen in der Küche leistete gute Dienste und wärmte das Erdgeschoss des Hauses. Doch Callum wusste, dass es nicht lange dauern würde, bis das schlechte Wetter durch die alten Mauern des Herrenhauses dringen und jeden von ihnen in eine Decke aus Kälte und Feuchtigkeit hüllen würde.

Callum war einfach nur froh, eine Decke und einen vollen Bauch zu haben – das war mehr, als sein Cousin haben würde. In ruhigen Momenten wanderten seine Gedanken immer zu

seinem Cousin. Er fragte sich, wie fest dieser in den Schützengräben schlief, umgeben von seinen Waffenbrüdern, in den Schlaf gewiegt vom Wiegenlied des Todes und des Gewehrfeuers.

Er fragte sich, warum er nicht bei ihm war, so wie alle anderen jungen Männer aus ganz England.

An der Abneigung, die ihm seine älteren Kollegen entgegenbrachten, erkannte er, dass sie genauso empfanden und Verachtung für den glücklichen Sohn von Sergeant Andrew Dean hegten, der das schreckliche Gesicht des Krieges selbst nie zu sehen bekommen würde.

Es war diese quälende Schuld, die ihn die meisten Nächte wachhielt. Diese Nacht würde nicht anders sein. Wie erwartet hatte Callum kein Glück und kam nicht zur Ruhe. Seine Kollegen waren schnell eingeschlafen – er nicht. Egal, wie tief er einatmete oder wie weit er seine Gedanken schweifen ließ, der Schlaf wollte nicht kommen. In seinem Kopf tobte ein Kampf zwischen den Gedanken an seinen Cousin und der Leiche eines Mannes im Keller unter ihm.

So lag Callum auf dem Sofa, hellwach, während der Sturm hinter den Mauern kreischte und sein Herz das Bedürfnis verspürte, mit ihm im Einklang zu schlagen. Er presste die Augen zusammen, zog die Wolldecke bis zum Kinn und stellte sich vor, der Donner sei das Blöken von Schafen, die auf Zäunen zu rannten und über sie sprangen.

Er zählte eines nach dem anderen und betete, dass der Schlaf ihn finden möge.

Doch dann begann das Weinen.

Zunächst war es nur ein leises Geräusch von weit oben. Er tat es als das Wimmern von Mrs Thomas ab, die wahrscheinlich ebenfalls Schwierigkeiten hatte, in den Schlaf zu finden. Schließlich war sie es gewesen, die ihr einziges Kind erhängt auf dem Dachboden ihres Hauses entdeckt hatte. Das war ein Anblick, der selbst den stärksten Geist brechen konnte.

Eine kühle Brise drang in den Raum und hüllte Callum in eine Kälte, die so unerbittlich war, als befände er sich in dem gähnenden Maul eines tiefen Sees. Die Luft streichelte sein Gesicht, als würden Finger Konturen nachzeichnen. Doch das war unmöglich, da weder Fenster noch Türen offenstanden. Und das Weinen. Das quälende, endlose Weinen wurde nur noch schriller und lauter. Es wurde so laut, dass es sich anhörte, als würde jemand nur wenige Zentimeter von seinem Ohr entfernt schreien.

Callums Lider flogen auf, in der Erwartung, Mrs Thomas im Zimmer bei ihnen zu finden.

Doch was er sah, war *nicht* Mrs Thomas.

Er erstarrte, was jede Möglichkeit der Flucht zunichtemachte. Er konnte nur auf den Körper eines jungen Mannes starren, der senkrecht über ihm schwebte.

Ein Gesicht, das ihm vertraut war, auch wenn er es erst heute Abend kennengelernt hatte.

Gebrochenes Genick, den Kopf zur Seite geneigt. Die Haut so blass wie abkühlende Asche. Große, himmelblaue Augen.

Callum schnappte nach Luft und würgte an der fauligen, abgestandenen Luft.

Robert Thomas schwebte über ihm. Zunächst regte er sich nicht, was Callum blinzeln ließ, in der Erwartung, er würde aus dem Albtraum erwachen, in dem er sich befand. Doch Robert verschwand nicht, egal wie fest Callum seine Fingernägel in die Haut grub.

Das hier war kein Traum, auch kein Albtraum. Es war etwas *Schlimmeres*.

Callum konnte nur zusehen, wie sich Robert Thomas' Gesicht zu teilen schien, als sein Mund sich weit öffnete und ein schwarzes, endloses Loch zum Vorschein kam.

Robert schrie. Er schrie und schrie. Es klang wie Nägel, die über eine Kreidetafel kratzten. Und Callum konnte nicht weg-

sehen. Er konnte nichts tun, als in das grauenerregende Gesicht des toten Mannes zu starren. Jemand, der unter ihm im Keller ruhen sollte, bedeckt von einem Laken.

Nur schwebte er über ihm. Und kreischte. So laut, dass Callum in der Trauer und Wut des grotesken Gesangs versank.

Robert Thomas war tot, weshalb das Bild, das sich ihm bot, unmöglich sein sollte. Nur eine Erfindung von Callums erschöpftem Geist. Ein Albtraum. Aber es war kein Albtraum und keine durch den Brandy hervorgerufene Illusion. Es war etwas *weitaus* Schlimmeres. Etwas, das er von dem Moment an gefürchtet hatte, als er das Hanbury-Anwesen betreten hatte.

Im Anwesen spukte es.





2024

William Thorn glaubte nicht wirklich an Geister, aber ihm gefiel die Vorstellung, dass die Toten weiterlebten. Zumindest tröstete ihn das. Was war ein Geist schließlich anderes als die Liebe einer Seele, die sich an das klammerte, was sie nicht zurücklassen wollte? Aber wenn das der Fall war, mussten ihn all jene, die William vorzeitig verloren hatte, gehasst haben. Denn er war allein und klammerte sich an die Hoffnung, dass *irgendjemand* zu ihm kommen würde, um die erdrückende Trauer zu lindern, die er in seinem Herzen trug.

Aber das konnte er dem Taxifahrer nicht sagen, also entschied er sich für eine direktere Antwort – eine, die keine weiteren Fragen hervorrufen würde.

»Nein, an so etwas glaube ich nicht.« William schnaubte und erblickte seine eigene, gerunzelte Stirn im beschlagenen Autofenster neben sich. Er sah genauso unnahbar aus, wie er klang. »Feen und Geister, Monster und Phantome. Das ist alles nur ein Haufen Mist. Das gehört in Bücher.«

Der Taxifahrer schien sich an Williams Direktheit nicht zu stören. »Also ich glaube daran. Tatsächlich habe ich mit eigenen Augen einen Geist gesehen«, erwiderte der Taxifahrer, ohne Williams offensichtliches Desinteresse an dem Gespräch zu

bemerken. Stattdessen stürzte er sich direkt in eine Rede über das Leben nach dem Tod und darüber, wie er einmal den Geist seines toten Hundes gesehen hatte, der vom Fußende seines Bettes zu ihm heraufgeblickt hatte.

William lenkte sich von dem unaufhörlichen Gerede ab, indem er sein Handy aus der Jackentasche zog. Sobald der Bildschirm aufleuchtete, sah er dabei zu, wie die Empfangsbalken nach und nach erloschen. Fast rechnete er damit, dass die Balken wieder aufleuchten würden. Oder hoffte zumindest darauf, nur damit er das Geschwätz des Taxifahrers mit einer seiner düsteren Spotify-Playlists übertönen konnte. Aber der Empfang blieb so, wie er war, und zum ersten Mal seit Monaten atmete William tief ein. Er hielt die Luft an und wartete darauf, dass das schwerelose Gefühl der Erleichterung folgte –

Das Taxi ruckelte heftig, als es über eine mit Schlaglöchern übersäte Straße fuhr. William fluchte leise, als ihm fast das Handy aus der Hand rutschte. Der Fahrer musste seinen gedämpften Fluch gehört haben, denn er lachte und nutzte diese Gelegenheit, um sich in ein weiteres Gespräch zu stürzen.

»Ab hier wird die Straße nur noch schlechter«, sagte er, drehte am Regler der Klimaanlage und füllte den Wagen mit einem Schwall abgestandener Luft. »Schnall dich gut an, William.«

William konnte sich nicht an den Namen des Taxifahrers erinnern. Zu seiner Verteidigung musste man sagen, dass dieser ihn nur einmal genannt hatte ... vor fast drei Stunden. Seitdem hatte er über das Wetter, Politik und Dramen aus scheinbar jedem Familienurlaub, den er je erlebt hatte, geschwafelt. Aber das Schlimmste war, dass er so viele Fragen über Williams Leben gestellt hatte, dass es große Selbstbeherrschung erfordert hatte, nicht die Autotür zu öffnen und sich auf die Straße zu stürzen.

»Das habe ich schon vor etwa sieben Schlaglöchern gemerkt«, antwortete William.

»Die sind fruchtbar. Wenn ich wieder in London bin, werde ich neue Reifen brauchen. Von hier aus fahren wir nur noch querfeldein. Schöne Landschaft, das kann man nicht bestreiten. Aber diese Anblicke werden den Preis für den Reifenwechsel nicht decken können. Habe ich recht?«

Falls er auf ein höheres Trinkgeld aus war, würde er enttäuscht werden.

William zwang sich zu einem Lächeln und erblickte sein Spiegelbild im Rückspiegel. Während sein Lächeln das eine ausdrückte, schrien seine grünen Augen geradezu: *Halt die Klappe*.

»Ich frage das nur ungern, aber wie lange fahren wir noch?« William hielt sein Handy wieder hoch. »Ich habe keinen Empfang und meine Karte lädt nicht.«

»Willst du mich so dringend loswerden?«

William ignorierte die Frage, die an sich schon Antwort genug war, also fuhr der Fahrer fort, allerdings mit weniger Hoffnung in der Stimme.

»Wenn ich richtig liege ... nicht mehr lange. Es ist gut zwanzig Minuten her, seit wir Stonewell verlassen haben. Das ist das Dorf, das Hanbury Manor am nächsten liegt, und die Ladenbesitzerin hat gesagt, das Anwesen läge nicht weiter als dreißig Minuten entfernt. Also nehme ich an, dass wir bald da sind.«

William hob eine Hand und legte sie an seinen Hals. Immer wenn Hanbury erwähnt wurde, musste er gegen den Drang ankämpfen, sich zu übergeben. Es war nicht unbedingt eine negative Reaktion, sondern lediglich die einzige Art, wie William mit seiner Nervosität umgehen konnte.

»Hoffen wir es«, antwortete William und lehnte sich in den Sitz zurück. Sein Blick schweifte aus dem Fenster und er lehnte den Kopf gegen das kühle Glas.

»Ein seltsamer Ort, um ein Haus zu kaufen«, fügte der Fahrer hinzu, verzweifelt darum bemüht, nicht in die behagliche Stille zurückzukehren. Zumindest war die Stille für William

behaglich gewesen. »Ich nehme an, nur jemand, der nicht an Geister glaubt, wäre mutig genug, all das Geld dafür hinzublättern. Die Ladenbesitzerin hat gesagt, –«

»Dass es dort spukt?«, antwortet William für ihn, während seine Augen die karge Landschaft nach einem Hinweis auf sein neues Zuhause absuchten. »Wenn das der Fall ist, können diese Geister mir vielleicht dabei helfen, die Hypothek abzubezahlen.«

Der Fahrer lachte laut auf und biss bei dem sarkastischen Einwurf wie ein Fisch am Haken an. »Ha. Der war gut, William. Ich drücke dir die Daumen. In deinem Alter an eine über dreißigjährige Hypothek gebunden zu sein, klingt nicht gerade aufregend, oder?«

William verdrehte die Augen. Zu seinem Glück hatte er das Anwesen nicht gekauft und es gab auch keine Hypothek. Aber es war einfacher, dem Fahrer zu sagen, dass er das Anwesen gekauft hätte. Die Wahrheit darüber, wie es in seinen Besitz gelangt war, hätte eine Büchse der Pandora geöffnet, die er lieber geschlossen halten wollte.

Hanbury Manor war in gewisser Weise ein Neuanfang – ein Ort, an dem William seine Geheimnisse verstecken wollte. Und dafür gab es dort genug Platz. Er hatte den Grundriss von Hanbury Manor unzählige Male betrachtet, seit er zum Eigentümer geworden war, und war fasziniert davon, wie groß es war. Natürlich schien im Vergleich zu seiner Wohnung in London alles groß zu sein. Es erschien ihm sinnvoll, sich mit der Umgebung vertraut zu machen und sich mit den Bruchstücken der bekannten Geschichte, die es über das Anwesen gab, zu beschäftigen. *Sein* Anwesen, erinnerte sich William. Er hatte bereits zwei Flaschen Wein getrunken, einen Weiß- und einen Rotwein, als er zum ersten Mal auf die Urkunden gestarrt hatte, die ihm sein Anwalt überreicht hatte – seitdem war dieses Anwesen das Einzige gewesen, was ihn dazu gebracht hatte, weiterzumachen.

»Warum kauft ein junger Mann wie du ein so großes und altes Anwesen?«, fragte der Fahrer, seine Finger rutschten quiet-schend über das Leder am Lenkrad. »Sollten Männer in deinem Alter ihr Geld nicht lieber für einen Sommer auf Ibiza verbraten?«

»Meine Gründe sind dieselben wie die anderer Männer für einen Urlaub auf Ibiza. Ich brauche einen Ort, an dem ich meine drogenreichen Sexpartys veranstalten kann«, antwortete William. Sein Atem beschlug das Glas und ließ die Welt dahinter verschwimmen.

Er war sich sicher, dass er hörte, wie der Fahrer schwer schluckte.

»Nur ein Scherz«, fügte William hinzu, um dem Schuldgefühl wegen seiner Unfreundlichkeit entgegenzuwirken.

»Das habe ich mir schon gedacht. Obwohl ich sagen muss, dass du mehr Mann bist als ich. Geister und all das Zeug mit den umgekehrten Kreuzen. Das ist nicht wirklich mein Ding.«

Wenn es die Leute davon abhält, mich zu besuchen, dann ist es perfekt.

Das Taxi rumpelte durch ein weiteres Schlagloch. Diesmal fluchte der Fahrer. William zuckte bei dem Geräusch zusammen, als sein Koffer im Kofferraum gegen die Plastiktüten mit Lebensmitteln rutschte, die er in dem kleinen Dorfladen in Stonewell gekauft hatte. Er hatte nur genug für eine Woche gekauft, was völlig ausreichte, bis das im Voraus bezahlte Taxi zum Hanbury Manor zurückkehren würde, um ihn in seine Wohnung in London zu bringen.

Mitten im Nirgendwo schien die Stadt wie eine ganz andere Welt zu sein. Hier war man nur von Gras, Bäumen und der Stille umgeben. Es war die Art Flucht, die William sich erhofft hatte.

»Wenn der Rest der Strecke wirklich so schlimm ist, könnte ich von hier aus zu Fuß gehen«, sagte William, sobald ihm der

Gedanke gekommen war. »Wenn es dir eine Fahrt zur Werkstatt wegen deiner Reifen erspart ...«

»Nein, nein.« Der Fahrer wies Williams Vorschlag mit einer wegwerfenden Geste seiner gealterten Hand zurück. »Ich nehme meinen Job *sehr* ernst. Ich behandle meine Fahrgäste wie ein *Amazon*-Paket, auf dem *zerbrechlich* steht. Es ist mir ein persönliches Anliegen, dich von Tür zu Tür zu bringen.«

William war nicht der Typ Mensch, der sich gern stritt. Er drückte seinen schmerzenden Kopf gegen das kühle Glas und schloss die Augen, spürte das Rütteln des Wagens, als er über den Schotter der Landstraße fuhr. Der Fahrer hatte Williams Resignation entweder nicht bemerkt oder es war ihm egal, denn er setzte seinen Monolog fort, diesmal über Geister in Filmen, was irgendwie zu einem Vortrag über seine erste Freundin vor über vierzig Jahren wurde. William hatte keine Ahnung, wie diese beiden Themen zusammenhingen.

Die letzten Minuten der Fahrt zum Hanbury Manor waren die längsten der gesamten Reise. Erst als William spürte, dass das Auto endlich langsamer wurde, öffnete er die Augen und blickte aus dem Fenster. Es ragte direkt vor ihm auf.

»Home sweet home?«, sagte der Fahrer mit fragendem Unterton.

William setzte sich kerzengerade auf, als würde ein elektrischer Schlag seinen Rücken hinunterfahren. Zum ersten Mal sah er Hanbury Manor mit eigenen Augen, statt nur in Broschüren und auf Websites.

Und es raubte ihm den Atem. Sogar der Fahrer schwieg zum ersten Mal seit Stunden, das wollte schon etwas heißen.

Hanbury war im 19. Jahrhundert erbaut worden. Es war ein prächtiges Gebäude, das einst einer mächtigen Familie gehört hatte, die das Anwesen als Sommerresidenz hatte errichten lassen. Es war innerhalb der Familie weitergereicht worden, bis es in ... Archies Besitz gekommen war.

Ein Schmerz durchzuckte seine Brust, so scharf und plötzlich, dass sein Moment der Schwerelosigkeit ein jähes Ende fand.

Es genügte, dass seine Gedanken zu *ihm* schweiften.

Das Taxi bog auf einen schmalen Weg ab, der von hoch aufragenden Kiefern gesäumt war. Was am Ende der langen Auffahrt auf ihn wartete, war Williams Zukunft. Aus der Ferne sah das Herrenhaus so klein aus, am Ende des Weges eingebettet wie ein Spielzeughaus, das man auf dem Dachboden eines jeden Hauses finden könnte. Alt und vergessen. Als Kind hatte William selbst eines davon besessen, was eine Seltenheit gewesen war, denn zu dieser Zeit hatten nur Mädchen mit Puppenhäusern gespielt, und keine Jungen. William hatte das Glück, Eltern zu haben, die ihn ermutigt hatten, mit allem zu spielen, was er wollte.

Scheiß auf gesellschaftliche Erwartungen, oder?

Plötzlich brannten seine Augen, was ihn unvorbereitet traf. William schluckte den Drang zu weinen hinunter und biss sich auf die Zunge. Bis jetzt hatte er sich selbst vorgemacht, dass dies eine gute Sache sein würde – er könnte die Zimmer nach seinen Wünschen einrichten und sie mit Möbeln füllen, ohne dass er die Zustimmung eines anderen einholen musste.

Und mit Büchern. Endlos vielen Büchern.

Normalerweise würde William bei diesem Gedanken eine Welle der Freude durchdringen. Doch in seiner aktuellen Situation tat es das nicht.

Dazu hätte es nie kommen sollen, dachte er und starrte auf das Anwesen, während das Taxi die schmale Auffahrt hinaufsauste. *Wir hätten das gemeinsam angeben sollen ... Es hätte nicht meine Zukunft sein sollen, sondern unsere.*

William lenkte sich von der dunklen, aufdringlichen Stimme ab, die seinen Geist vergiftet hatte. Dabei sog er jedes noch so kleine Detail seines neuen Zuhauses in sich auf, auf welches das schwindende Tageslicht fiel.

Das Gebäude war relativ symmetrisch, mit sechs Fenstern auf der linken und ebenso vielen auf der rechten Seite. Dazwischen befand sich ein Turm mit einem einzigen Fenster und einem Steinbogen, der über einer alten Zedernholztür thronte, die im Schatten verborgen lag. Dort befand sich die Haustür.

Dunkle Ranken mit weinroten Blättern schlängelten sich über die Ziegelsteine des Gebäudes und umrahmten die auffälligen Fenster. Die Ranken glichen hungrigen Trieben, die das Anwesen gänzlich verschlingen wollten.

Irgendwann würde William einen Landschaftsgärtner hinzuziehen müssen, um zu verhindern, dass sich die Erde Hanbury einverleibte. Doch solche Aufgaben konnten warten.

Reihen hoher Schornsteine ragten wie steinerne Klingen in den Himmel. Durch den Grundriss, den man ihm gezeigt hatte, wusste William, dass in fast jedem Raum ein Kamin eingebaut worden war. Das lag daran, weil das Anwesen zu einer Zeit erbaut worden war, als moderne Versorgungsanschlüsse wie Strom und Gas noch nicht üblich gewesen waren. Allerdings hatte man ihm versichert, dass die Elektrik vor über fünfzehn Jahren installiert worden war, als die letzten Bewohner versucht hatten, im Anwesen zu leben. *Versucht* war das Wort, das der Anwalt verwendet hatte.

Hanbury würde vor einer Sicherheitsprüfung viel Arbeit benötigen, aber genau wie die Notwendigkeit eines Gärtners war das ein Thema für ein anderes Mal. William konnte die Hoffnung auf eine stabile WLAN-Verbindung für die nächsten sieben Tage erst einmal begraben.

Dafür würde er umso mehr Ruhe haben – zum Lesen oder Schreiben oder was auch immer er tun wollte. Eine Auszeit vom Internet und von der Welt. Das entsprach eher dem, wonach es ihm für die nächsten sieben Tage verlangte.

Hanbury sah für ein Gebäude, das laut seinem Anwalt seit fast einem Jahrzehnt leer stand, überraschend gepflegt aus.

Wuchtige Rosenbüsche erstreckten sich zu beiden Seiten des Anwesens. So spät im Jahr blühten nur noch wenige, sodass es aussah, als blute das Gestrüpp mit seinen vereinzelt, roten Flecken.

William schauderte bei dem Anblick der leuchtenden Farbe, die einst seine Lieblingsfarbe gewesen war, die er nun aber fürchtete. Er hoffte, dass das Innere nicht das umliegende Gelände widerspiegelte, obwohl er wenig Hoffnung hatte.

»Das nenne ich mal eine Herausforderung«, sagte der Fahrer und riss William aus der Trance, in die ihn das Herrenhaus versetzt hatte. Widerwillig richtete er seine Aufmerksamkeit auf ihn und bemerkte einen besorgten, väterlichen Ausdruck, der sich über die ohnehin schon faltige Stirn des Fahrers gelegt hatte.

»Deshalb habe ich es gekauft«, log William, als das Auto langsamer wurde und zum Stehen kam.

»Es wird dich sicherlich ganz schön auf Trab halten.« Das Klicken der Tür ertönte, als der Taxifahrer ausstieg und sich die Beine vertrat. Er ging zu dem Fenster auf Williams Seite hinüber und spähte durch die kleine Öffnung. »Ich helfe dir mit den Koffern. Aber ich möchte gern vor Einbruch der Nacht wieder auf der Autobahn sein. Das ist nicht die Art von Ort, an dem ich sein möchte, wenn es dunkel wird ... nichts für ungut.«

»Schon okay.« William entging der ängstliche Blick des Mannes auf das Anwesen und das heftige Schaudern, das ihn überkam, nicht.

Während sie das Auto entluden, bemerkte William, dass der Taxifahrer sich nie weiter als bis zu dem offenen Vorbau wagte. William hielt den länglichen Hausschlüssel in der Hand, als ihm klar wurde, wie *real* das alles war.

»Das ist alles«, sagte der Fahrer, atemlos und mit geröteten Wangen. »Von hier an bist du auf dich allein gestellt.«

»Danke ... für deine Hilfe«, sagte William, konnte den Blick aber kaum von der Haustür abwenden. Durch die Milchglas-

scheiben konnte er schemenhafte Umrisse erkennen. Es war später Nachmittag, der Herbst sorgte dafür, dass es früher dunkel wurde. William wusste, dass er hineingehen, die Elektrik überprüfen und die Lebensmittel auspacken sollte, aber er brachte es einfach nicht über sich, sich zu bewegen.

»Gern geschehen.« Der Fahrer bewegte sich nicht. »Ähm, William. Entschuldige meine Neugier ...«

Als ob er die letzten drei Stunden nicht neugierig gewesen wäre, dachte William im Stillen, entschied sich aber, ihn weiterreden zu lassen. »Was willst du wissen?«

»Wenn du *mein* Sohn wärst, würde ich mir Sorgen machen, wenn ich wüsste, dass du hier draußen mitten in den weiten Cotswolds bist, ganz allein ... und in einem Haus, das die Einheimischen lieber abgerissen hätten ...«

»Das haben sie gesagt?«, fragte William und spürte, wie sich ein seltsamer Stein in seinem Magen festsetzte, der sich zu den vielen anderen Steinen gesellte, die ihn bereits füllten. »Dass sie das Haus abreißen lassen wollen?«

»Es war nur eine beiläufige Bemerkung der Ladenbesitzerin, von der ich erzählt habe. Sie hat erwähnt, dass man sich fast darauf geeinigt hatte, das Gebäude abzureißen, bis du aufgetaucht bist. Die Bewohner von Stonewell schienen darüber nicht besonders glücklich zu sein.«

»Über den Abriss oder über mich?«

»Über dich.«

William war noch nie jemand gewesen, der seine Mauern schnell errichtete, und erst recht nicht, bevor ihm das Herz aus der Brust gerissen und in Millionen nicht zusammenpassender Stücke zerschmettert worden war. Jetzt spürte er, wie Hitze in ihm aufstieg und ihm die Kehle zuschnürte, während sein Verstand nach einer passenden Antwort suchte.

»Also stimmt es doch, was man über Kleinstädte sagt«, begann William und versuchte, sich seinen Ärger nicht

anmerken zu lassen. »Noch bevor etwas passiert ist, wissen die schon Bewohner davon.«

Er genoss den Anblick der Röte, die sich auf den Wangen des Taxifahrers ausbreitete. William würde zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal über dieses Gespräch nachdenken und die scharfen Worte bereuen, die ihm über die Lippen gekommen waren. Aber genau dafür war die Flasche Wein ja da gewesen. Er betrachtete diese Zurückhaltung als persönlichen Fortschritt, da ihm seine Zunge im vergangenen Jahr schon viele Freunde gekostet hatte.

Der Fahrer schnaubte und warf dem Herrenhaus hinter sich einen misstrauischen Blick zu. »Ich komme wie bestellt nächsten Samstag wieder«, erinnerte er ihn. »Falls du mich früher brauchst, hast du meine Nummer. Ich bin nur einen Anruf und wenige hundert Meter entfernt.«

»Nächste Woche Samstag reicht«, sagte William und konnte den harschen Klang seiner Stimme nicht unterdrücken. Er wollte nur eines: allein sein. Sich mit den Plänen und der Arbeit ablenken, die für die nächste Woche vor ihm lagen, damit er nicht an andere Menschen und deren Meinungen denken musste. Stille. Das war alles, was er wollte – oder besser gesagt: *brauchte*.

Und mehr gab es nicht zu sagen. Mit dem Schlüssel in der Hand sah William dem Taxi nach. Es war, als könne es gar nicht schnell genug wegkommen. Staubwolken türmten sich hinter dem Auto auf und ließen es aus seinem Blickfeld verschwinden. Dann war es weg und William war endlich allein; seine einzige Gesellschaft war das Meer aus Plastiktüten, zwei Koffern und einem abgenutzten Rucksack, wobei alles auf einem Haufen neben ihm lag.

Zumindest dachte er das.